

Urs Nufer (1955–2021), Pionier des Sozialdiensts an der Privatklinik Meiringen

## «Das hat tüchtig geknallt, nicht wahr?»



Urs Nufer (15. Oktober 1955–14. August 2021), bis 30. Juni 2021 Leiter des Sozialdiensts der Privatklinik Meiringen

**Als Pionier baute Urs Nufer 1989 den Sozialdienst an der Privatklinik Meiringen auf und leitete ihn jahrzehntelang. Ende Juni 2021 trat er in den Ruhestand; wenige Wochen danach verstarb er unerwartet. Im Frühsommer blickte er in einem Gespräch auf die Anfänge seines Lebenswerks zurück. Dabei schilderte er schwierige Situationen, aber auch heitere Momente.**

**Blickpunkt Gesundheit: Den Sozialdienst an der Privatklinik Meiringen haben Sie vor über drei Jahrzehnten gegründet. Was war denn eigentlich vorher?**

Urs Nufer: Es gab nichts Vergleichbares. Adolf Michel, der damalige Klinikdirektor, wollte ein neues Angebot einführen. Der Hintergrund war, dass ab den 1980er-Jahren in psychiatrischen Kliniken zusehends auch Patientinnen und Patienten mit kürzerer Aufenthaltsdauer aufgenommen wurden. Bei manchen davon wurden vielerlei soziale Probleme verzeichnet. Einzelne Kliniken in der Schweiz hatten aus diesem Grund bereits Sozialarbeiter angestellt.

**Mit Ihnen nahm somit auch an der Privatklinik Meiringen ein Sozialarbeiter seine Tätigkeit auf. Wie sind Sie beim Aufbau vorgegangen?**

Ich las mich zunächst durch die Krankengeschichten der damaligen Patientinnen (die Privatklinik Meiringen nahm früher nur Frauen auf). Dabei fiel mir ein merkwürdiger Umstand auf: In etlichen Dossiers lautete der Zivilstand «geschieden». Ich ging der Sache nach, sprach mit den betroffenen Frauen und stellte fest, dass viele von ihnen Mütter waren, zu ihren Kindern jedoch keine Verbindung mehr hatten.

**Die Nachkommen hatten den Kontakt zu ihren kranken Müttern abgebrochen?**

Nein, es war schlimmer: Sie wussten gar nicht, dass ihre Mütter noch lebten. Fast alle dieser Frauen litten unter Schizophrenie. Die Krankheit hatte sich oft nach einer Geburt manifestiert und war jeweils rasch chronisch geworden, weil wirksame Medikamente erst später zur Verfügung standen. Die Betroffenen wurden deshalb für den Rest ihres Lebens in einer Klinik versorgt. Ihre Gatten liessen sich scheiden und erzählten den Kindern, die Mutter sei verstorben, als sie noch klein waren.

**Wie haben Sie darauf reagiert?**

Mit Wut. Das sind unendlich traurige Schicksale. Ich fand, diese Frauen seien hintergangen worden. Nicht etwa von unserer Klinik, denn diese Praxis war damals gang und gäbe, sondern von der Gesellschaft, die so etwas zulies. Das könne ich nicht akzeptieren, sagte ich zum Klinikdirektor. Als ich ankündigte, mich auf die Suche nach den Kindern machen zu wollen, erhielt ich seine volle Unterstützung.

**Sie haben die Familien zusammengeführt?**

Ja, ich zog jeweils zunächst am letzten Wohnsitz der betroffenen Patientinnen Erkundungen ein. Heute wäre

das wohl aussichtslos, doch damals erhielt man von den Gemeindebehörden noch entsprechende Auskünfte. Ich kontaktierte Zivilstandsämter und Vormundschaftsbehörden, liess mich an weitere Gemeinden verweisen, wenn die Familien im Laufe der Jahrzehnte umgezogen waren. Wenn ich schliesslich die Nachkommen ausgemacht hatte, rief ich sie an.

**Wie sind diese Menschen damit umgegangen?**

Sie gingen natürlich davon aus, ihre Mutter sei schon lange tot. Deshalb fielen sie zunächst aus allen Wolken. Ich bot Ihnen an, sie zu uns nach Meiringen einzuladen, damit sie ihre Mutter kennenlernen konnten. Diese Besuche setzten wir jeweils auf einen Samstag an. Ich bereitete die Nachkommen zuerst in einem Gespräch darauf vor, dass ihre Mutter nach langjähriger Krankheit ein möglicherweise etwas eigenartiges Wesen entwickelt hatte. Auch für die Patientinnen war die Situation besonders – nach Jahrzehnten standen ihnen wieder ihre Kinder gegenüber, doch sie waren keine Babys mehr, sondern Erwachsene.

**Das kann man sich heute kaum mehr vorstellen.**

Ja klar, diese Geschichten sind vorbei; sie ereigneten sich vor 30 Jahren und wurzeln in Ereignissen, die noch viel weiter zurückliegen. Der Aufbau des Sozialdiensts, wie man ihn heute kennt, das war zweifellos eine spannende und interessante Aufgabe. Für mich persönlich zählt aber noch mehr, was ich für jene betagten Patientinnen und ihre auseinandergerissenen Familien tun konnte.

**Hat sich bei diesen Zusammenführungen nie jemand verweigert?**

Die Betroffenen sagten ausnahmslos zu. Zum Teil regten sich die Kinder furchtbar über ihre Väter auf – und auch über sich selbst, weil sie nie den Wunsch geäussert hatten, man könnte doch einmal das Grab der vermeintlich toten Mutter besuchen. Alle von ihnen standen fortan durchs Band zu ihren Müttern und kamen sie nach der ersten Begegnung regelmässig besuchen. Da durften wir sehr schöne Dinge erleben. Und auch witzige Momente.

**Woran denken Sie?**

Zum Beispiel an den 100. Geburtstag einer dieser Patientinnen. Frau G. wurde in der Klinik mit einem kleinen Fest gefeiert. Auch der Sohn und seine Familie waren dabei. Dessen Frau hatte die Unart, ständig an den Kleidern und Haaren ihrer Schwiegermutter herumzunesteln. Als sie vor der Feier wieder damit begann, versetzte ihr Frau G. eine Ohrfeige, dass es nur so knallte. Danach überreichte der Regierungsstatthalter seinen Blumenstraus in gebührend vorsichtigem Abstand. Später sagte die (ansonsten äusserst friedfertige) Jubilarin mit unverhohlener Freude zu mir: «Das hat tüchtig geknallt, nicht wahr?»

*«Für mich persönlich zählt aber noch mehr, was ich für jene betagten Patientinnen und ihre auseinandergerissenen Familien tun konnte.»*

Urs Nufer